

Anja Behn, geboren 1972 in Rostock, studierte Bauingenieurwesen und arbeitet in einer Rostocker Baufirma. Sie lebt mit ihrer Familie in einem kleinen Dorf in Mecklenburg. »Küstenbrut« ist ihr zweiter Krimi im Emons Verlag.

ANJA BEHN

Küstenbrut

KÜSTEN KRIMI

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

emons:

Für meine Mutter

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH
Alle Rechte vorbehalten
Umschlagmotiv: photocase.de/ricok69
Umschlaggestaltung: Tobias Doetsch
Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln
Lektorat: Lothar Strüh
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany 2016
ISBN 978-3-95451-957-6
Küsten Krimi
Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

Prolog

Der Geruch weckte sie auf. Kalter, rußiger Rauch, schales Bier und Schweiß. Saurer, ranziger Schweiß. Schlagartig krampfte sich ihr Magen zusammen und presste seinen Inhalt die Speiseröhre empor. Sie würgte, schmeckte bereits die süßliche Fäule auf ihrer trockenen Zunge. Nur mit Mühe konnte sie den aufkommenden Brechreiz unterdrücken. Stöhnend drehte sie sich auf die Seite.

Der mörderische Schmerz pulsierte noch immer hinter ihrer rechten Schläfe. Warum schlugen diese verdammten Pillen nicht an? Sie hatte doch bereits drei davon geschluckt. Oder vier? Sie konnte sich einfach nicht erinnern. Sie erinnerte sich nur verschwommen an den fürchterlichen Streit mit Lena, bevor die Migräne sie gnadenlos niedergestreckt hatte.

Warum war ihr die eigene Tochter so entglitten? Was war zwischen ihnen schiefgelaufen? Ja, sie hatte als Mutter versagt und weiß Gott nicht immer die richtigen Entscheidungen getroffen. Aber musste Lena sie deshalb mit Verachtung strafen?

Erneut schob sich der Mageninhalt ihre Kehle hinauf. Unaufhaltsam sickerte er in ihren ausgetrockneten Mund und mischte sich mit dem sauren Schweiß, der an ihren spröden, aufgesprungenen Lippen klebte. Sie musste endlich etwas trinken. Zitternd stützte sie den linken Arm auf, doch unter der Last ihres Oberkörpers knickte er wie ein Streichholz ein. Kraftlos fiel sie auf den Rücken. Von der Müdigkeit übermannt gab sie sich für ein paar Minuten dem erlösenden Sog des Vergessens hin. Aber die Trockenheit in ihrem Mund brannte qualvoll. Sie versuchte von Neuem, sich aufzurichten, doch jeder Muskel schien gelähmt. Taub und ohne jegliches Gefühl. Ihr eigener Körper wollte ihr nicht mehr gehorchen. Was war nur los mit ihr? Schläfrig hob sie die bleischweren Lider an und starrte auf ihre entblößten Brüste. Wann hatte sie sich ausgezogen? Sich splitterfasernackt auf das Sofa gelegt?

Verwirrt huschte ihr benommener Blick umher, bis sich der nebelartige Schleier vor den Augen lichtete. Allmählich nahm

sie ihre Umgebung wahr. Durch die Fensterluken fiel das wei-
che Morgenlicht der Sonne auf raue braun gebeizte Holzwände
und streifte, einem Scheinwerfer gleich, durch den niedrigen
Raum. Ein klobiger Wandschrank aus Eiche, zwei Gasheizöfen,
ein schmaler Couchtisch, zwei verschlissene Sessel, ein schwarzer
rostiger Kamin aus Stahl. Das hier war nicht ihre Wohnung. Und
auch nicht ihr Sofa, auf dem sie nackt und hilflos lag. Wo zum
Teufel war sie?

Plötzlich strömte der widerwärtige Geruch erneut in ihre
Nase. Stechender. Durchdringender. Und sie erinnerte sich. Sie
erinnerte sich, dass sie schon einmal hier gewesen war. An diesem
Ort. Vor einer halben Ewigkeit. Doch nicht sie hatte damals ent-
blöbt auf dem Sofa gelegen, willenlos einem geifernden Peiniger
ausgeliefert. Nicht sie, aber ...

Panisch reckte sie den Kopf. Ihr ängstlicher Blick wanderte
über den schweißnassen Körper. An ihrer Scham blieb er haften.
Eine dünne, angetrocknete Blutspur schlängelte sich den Ober-
schenkel hinab. Mit der Hand tastete sie vorsichtig über ihren
flachen Bauch, bis die Fingerspitzen den dunklen Flaum berühr-
ten und sich schließlich in einem feuchten Schleim verfangen.
Angewidert zog sie die Hand zurück. Erst jetzt bemerkte sie den
Schatten, der sich lautlos aus der Zimmerecke löste. Und als er
sich über sie beugte, wusste sie, warum sie nackt auf diesem Sofa
lag.

1

Münster

»Eine Luftveränderung würde dir guttun.«

»Ja, ich weiß.« Richard Gruben stöhnte leise auf. Er hoffte
inständig, seine Mutter würde die wachsende Ungeduld in seiner
Stimme hören. Er hatte keine Zeit.

Seit seinem Hörsturz vor drei Wochen telefonierten sie bei-
nahe täglich miteinander. Doch allmählich beschlich Richard der
leise Verdacht, dass ihre Hartnäckigkeit nicht der Sorge um seine
angeschlagene Gesundheit galt, sondern vielmehr der Trennung
von Charlotte.

»Probier es doch mal aus, Richard.«

Sie gab einfach nicht auf.

»Du musst ja nicht allein fahren. Charlotte und dem Jungen
würde eine spontane Reise sicher auch gefallen.«

Na bitte!

»Entschuldige, ich muss Schluss machen«, drängelte er und
strich erschöpft über den roten Button seines Smartphones. Er
wartete nicht auf eine Erwiderung. Sie würde wieder anrufen.

Richard steckte das Telefon in die Gesäßtasche seiner Jeans.
Müde lehnte er den Kopf an den Türrahmen und schloss die
Augen. Noch immer gab es keine Stille in seinem Kopf. Unabläs-
sig fiepte es in seinem rechten Ohr. Am Tag konnte er den nerv-
tötenden Ton irgendwie verdrängen, doch wenn die Geräusche
um ihn herum verstummten, schlug das Pfeifen erbarmungslos
zu. Wie eine hinterhältige Mücke, die tagsüber unsichtbar an der
Zimmerdecke lauerte und, sobald das Licht erlosch, ihr Opfer
gnadenlos malträtierte.

Der Hörsturz hatte Richard nicht wirklich überrascht. Seit
Charlotte nach ihrer Trennung mit dem gemeinsamen einjährigen
Sohn nach Dortmund gezogen war, hatte er versucht, die Rolle
des abtrünnigen Vaters pflichtgetreu zu erfüllen. Doch der Spagat
zwischen Job, Tagesmutter und Kinderarztpraxis hatte bei ihm zu
einer inneren Zerreißprobe geführt. Dazu kam das zeitraubende
Pendeln zwischen Münster und Dortmund. Er schlief kaum mehr

als fünf Stunden, schluckte das Aspirin bereits zum Frühstück mit Kaffee herunter, und nicht selten endete sein Tag so, wie er begonnen hatte, am Drive-in-Schalter einer Fastfood-Kette.

Vor sechs Monaten hatte Richard die Trennung von Charlotte als eine lösbare Aufgabe empfunden, unter der sein Sohn nicht leiden müsste. Doch nun versuchte sein eigener Körper, gegen die Situation zu rebellieren. »Der Stress sucht sich immer ein Ventil. Es hätte Sie auch weitaus schlimmer treffen können«, hatte ihn sein HNO-Arzt eindringlich gemahnt, als er sich trotz wiedererlangtem Hörvermögen über den anhaltenden Tinnitus beklagte. Drei Tage später hatte er Charlotte angerufen und ihr seinen Entschluss mitgeteilt.

»Ich werde unter der Woche nicht mehr nach Dortmund kommen. Wir müssen für Henrik eine andere Lösung finden.«

»Wir?«, hatte sie ungehalten geschnaubt. »Du weißt so gut wie ich, dass es am Ende immer an mir hängen bleibt. Du triffst die Entscheidungen, und ich muss damit leben.«

Charlotte reagierte so, wie er es erwartet hatte. Vermutlich so, wie er es auch verdiente. Bis sie mit ihrem Arbeitgeber eine – von ihm erzwungene – Neuregelung gefunden hatte, wollte sie keinen Kontakt. Hatte er zu schnell aufgegeben, einfach den bequemsten Weg für sich gewählt? Mit dreiundvierzig sollte man schließlich wissen, wo man hingehörte.

Charlottes Nachricht von der Schwangerschaft hatte ihm damals den Boden unter den Füßen weggerissen. In ihrer Beziehung hatte es unentwegt Streit gegeben. Das Zusammenleben war ein ewiger Kompromiss. Seine unerwartete Auszeit an der Ostsee hatte ihm die endgültige Gewissheit gebracht, dass er bereit war zu gehen. Nicht wegen Johanna. Obwohl Richard sich in der letzten Zeit des Öfteren die Frage stellte, welchen Lauf sein Leben an ihrer Seite genommen hätte, wenn er sie nicht hätte ziehen lassen. Doch sein Sohn hatte ihm die Entscheidung abgenommen. Er wurde Vater, also blieb er. Dass der Neuanfang zwischen Charlotte und ihm nur einer trägerischen Idylle glich, war ihnen spätestens nach Henriks Geburt bewusst geworden. Sosehr sie sich auch bemüht hatten, ein glückliches, harmonisches Familienleben stellte sich nicht ein. Sie hatten sich längst

zu weit voneinander entfernt. Die Trennung vor einem knappen halben Jahr war die einzig vernünftige Konsequenz gewesen.

Richard stieß sich vom Türrahmen ab. Er fühlte sich von der Hitze völlig ausgelaugt und brauchte dringend einen Schluck Wasser. Auf dem Weg in die Küche fiel sein Blick auf den überladenen Schreibtisch vor dem Fenster. Seit Wochen türmte sich dort die unerledigte Arbeit auf. Unfertige Gutachten britischer Museen, eine Expertise für die Gemäldesammlung eines Earls, dazu Dutzende Anfragen von Maklern und Versicherungen. Anfangs hatte er die stille Hoffnung gehegt, seine freiberufliche Gutachtertätigkeit trotz privater Querelen und gesundheitlicher Unpässlichkeiten irgendwie auf die Reihe zu bekommen. Aber nun musste er sich eingestehen, dass dies, ohne rigoros Abstriche zu machen, schlichtweg unmöglich war. Noch heute Abend würde er seinen Laptop hochfahren, die Gutachten an befreundete Kollegen abtreten, den Earl um Aufschub bitten und den Versicherungen höflich wegen fehlender Kapazitäten absagen. Trotz der finanziellen Einbußen, die er dadurch zu erwarten hatte.

Das Vibrieren des Handys in der Hosentasche riss Richard aus seinen Grübeleien. Überrascht zog er es heraus. Für gewöhnlich sprang seine Mutter nicht so schnell über ihren Schatten, nachdem er sie am Telefon abgewürgt hatte. Ihre Beharrlichkeit schien eine neue Stufe zu erklimmen. Hastig strich er, ohne einen Blick auf die Nummer zu werfen, über das Display.

»Warum fährst eigentlich nicht *du* mit deinem Enkelsohn in die Sommerferien?«, blaffte er gereizt.

»Hallo, Richard!« Die tiefe Stimme, die dröhnend an sein linkes Ohr drang, kam ihm vage bekannt vor. Aber sie gehörte definitiv nicht seiner Mutter. »Ich wusste gar nicht, dass ich Großvater geworden bin.«

Der breite Mecklenburger Akzent weckte alte Erinnerungen, und langsam dämmerte ihm, wen er da in der Leitung hatte.

»Bert? Bert Mulsov?«

»Ich hab dich wohl auf dem völlig falschen Bein erwischt, was?«, lachte der Mann aufgekratzt. »Aber ich kann auch später noch mal durchrufen.«

»Nein. Kein Problem, Bert. Dein Anruf hat mich nur kurz

aus dem Konzept gebracht«, sagte er schnell und trat an das bodentiefe Fenster neben dem Schreibtisch. Sein Blick glitt über die flirrende Münsteraner Altstadt im Hochsommer. Doch vor seinem inneren Auge flammten die Bilder eines eiskalten Schneesturms auf. Unweigerlich spürte er die würgende Enge in seinem Hals, die ihn immer noch in der Nacht panisch aus dem Schlaf hochfahren ließ. Ohne Bert Mulsow wäre er nicht mehr am Leben.

Seit den Ereignissen vor eineinhalb Jahren hatte er den Polizisten nicht mehr gesehen.

»Und was macht das Verbrechen an der Ostsee?«, fragte Richard mit gelöster Stimme. »Unerlaubtes Strandmuschelzelten und falschparkende Bollerwagen?«

Das beharrliche Schweigen am anderen Ende verwirrte ihn. Sein Humor kam dem Polizisten nicht so schnell abhanden. Das konnte nur bedeuten, Mulsow rief aus einem unerfreulichen Grund bei ihm an.

»Was ist los, Bert?«

»In meinem Revier hat man eine tote Frau gefunden. Drüben in Niederwiek«, antwortete Mulsow in ernstem Tonfall. »Dana Wolff.«

Richard spürte, dass der Polizist eine Reaktion von ihm erwartete. Nur welche? »Ja, und?«, entgegnete er zaghaft.

»Mitte dreißig, zierliche Gestalt, brünettes Haar. Kannst du sie?«

»Nein, ich höre diesen Namen zum ersten Mal«, beteuerte er. »Worauf willst du hinaus?«

»Dana Wolff wurde brutal ermordet«, fuhr Mulsow fort. »Vor zwei Tagen haben Urlauber ihre Leiche in einem Waldstück aufgefunden. Sie stammt hier aus dem Ort, hat aber bis vor Kurzem viele Jahre in Berlin gewohnt. Bei unseren Ermittlungen bin ich auf eine Visitenkarte gestoßen. Sie steckte zwischen den Seiten ihres Terminkalenders. Sie war von dir.«

Einen Moment war Richard perplex. Fast schockiert. Dann fiel ihm etwas ein, das ihn erleichterte.

»Das muss nicht zwangsläufig bedeuten, dass ich die Frau näher kenne«, sagte er.

»Stimmt schon. Nur steht auf der Rückseite eine handschriftliche Nachricht, die eine solche Vermutung nahelegt.« Mulsow legte eine kurze Pause ein, bevor er weitersprach. »Also, hier steht: ›Du schuldest mir eine Nacht. Ruf mich an. R.«

Richard schluckte. Das klang eindeutig. Doch so sehr er auch grübelte, zu dem Namen Dana Wolff wollte kein Bild in seinem Kopf auftauchen. »Ich erinnere mich nicht.«

»Denk einfach in Ruhe nach«, schlug der Polizist vor. »Vielleicht fällt dir doch noch ein, ob du ihr schon einmal begegnet bist.«

Leise hörte Richard in der schnarrenden Leitung Papiere rascheln.

»Da gibt es noch etwas. Dana Wolff wollte in Niederwiek eine Kunstgalerie eröffnen und hat dafür ein leer stehendes Strandlokal angemietet. Dort befinden sich Bilder, deren Herkunft wir nicht eindeutig bestimmen konnten. Der Gutachter, den man hinzugezogen hat, ist allerdings der Meinung, die wären nicht von großem Wert«, berichtete Mulsow. »Doch ich traue dem Urteil des schmierigen Kerls einfach nicht. Die Tote hat zwar eine Teilhaberin ...«, wieder ein leises Rascheln, »... ihren Namen finde ich jetzt nicht ... ist ja auch egal. Aber die konnte uns auch nicht weiterhelfen, denn es war lediglich eine stille Teilhaberschaft. Ich weiß ja, dass dein Job dir kaum Freiraum für einen kurzen Abstecher an die Ostsee lässt, doch mir wäre wohler bei der Sache, wenn du einen Blick darauf werfen würdest.«

Richard senkte die müden Augen auf den Aktenberg seines Schreibtisches.

»Bert, ich habe momentan eine Menge Arbeit ...«, versuchte er vorsichtig, das Chaos in seinem Leben zu beschreiben.

»Ist überhaupt kein Problem. Ich wollte nur jede erdenkliche Möglichkeit ausschöpfen.«

Mulsow klang resigniert.

»Ich denke noch einmal darüber nach, okay?«

»Danke, Richard. Melde dich, sobald du dich entschieden hast«, antwortete der Polizist. Seine Enttäuschung war nicht zu überhören.

Sie verabschiedeten sich kurz, und Richard legte auf. Die

Nachricht auf der Karte schwirrte in seinem Kopf. *Du schuldest mir eine Nacht. Ruf mich an. R.* Wann hatte er das geschrieben? Und vor allem: An wen? Auch wenn ihm im Moment jegliche Erinnerung abhandengekommen war und sich hinter »R.« jemand völlig anderes verbergen könnte, er hatte das vage Gefühl, dass er tatsächlich der Verfasser war. Zum einen stand die Nachricht auf der Rückseite seiner Visitenkarte. Zum anderen klangen die Worte verdächtig nach ihm.

Aus der Küche drang das Rumoren des Geschirrspülers herüber und erinnerte ihn an das, was er eigentlich vorgehabt hatte. Nachdenklich legte Richard das Telefon auf den Schreibtisch und fuhr sich mit den Händen durch das dichte schwarze Haar. *Eine Luftveränderung würde dir guttun.* Vielleicht sollte er den Ratschlag seiner Mutter befolgen. Ein paar freie Tage an der Ostsee könnten den quälenden Tinnitus durchaus lindern. Und vor allem seinem Gedächtnis auf die Sprünge helfen.

2

Niederwiek

Lena streifte den Rucksack von den Schultern und lehnte ihr Mountainbike gegen das Geländer der Seebrücke. Eine Weile blickte sie regungslos auf den noch menschenleeren Strand. Nur drei morgendliche Jogger und der Schlepper mit der Reinigungsmaschine zogen dort unten ihre einsamen Bahnen. Doch in wenigen Stunden würde an dem hellen Sandstrand kaum mehr ein freier Platz zu finden sein. Seit Tagen brannte die Augustsonne unerbittlich auf die Ostseeküste nieder, und nur am Wasser konnten die Menschen sich ein wenig Abkühlung verschaffen.

Ihr Blick fiel auf die Digitaluhr am Rettungsturm. Zehn Minuten vor sieben. Sie hatte genügend Zeit. Auch an ihrem letzten Arbeitstag würde Max frühestens in einer halben Stunde mit den Erdbeerboxen auftauchen. Also brauchte sie ihren Verkaufsstand noch nicht aufzusperren.

Lena hockte sich auf die warmen, rauen Holzstufen der Seebrücke. Mit zwei Handgriffen löste sie das Zopfband aus ihrem Pferdeschwanz. Die blonden Haare fielen auf den schmalen Streifen zwischen ihren nackten Schulterblättern, der von ihrem Tanktop bedeckt wurde. Sie holte das Mineralwasser aus dem Rucksack und hob die kühle Plastikflasche an ihren Mund. Gedankenverloren ließ sie den Blick über die Promenade schweifen. Die ersten Geschäfte hatten bereits geöffnet. Die kleine Strandbäckerei, der Imbiss hinter dem Rettungsturm, das italienische Eiscafé, in dem sie sich nach der Arbeit oft einen Banana-Split bestellte.

Plötzlich hielt sie inne. Das alte Strandlokal. Die Galerie ihrer Mutter. Sie ließ die Flasche sinken. Wie gelähmt starrte Lena auf die dunkel verhängten Scheiben. Sie schluckte hart, ihre Augen füllten sich mit Tränen. Warum hatte ihre Mutter nicht einfach geschwiegen? Hatte sie wirklich nicht geahnt, was sie mit ihren Worten anrichten würde? Die Wahrheit war doch viel zu abscheulich, um sie auszusprechen. Aber Dana hatte schon immer ihren Spaß daran gehabt, die Menschen, die ihr nahestanden, zu

demütigen, sie bis aufs Blut zu quälen. Nie hatte sie auch nur für einen Moment in Betracht gezogen, welchen Schmerz sie ihnen damit zufügen würde. Und jetzt hatte sie mit ihrem Leben dafür bezahlt.

Lena kniff die Augen zusammen, um die Tränen wegzudrücken. Sie wollte nicht weinen. Um ihre tote Mutter trauern. Dana hatte sie zu sehr verletzt. Noch immer hämmerten die hässlichen Worte förmlich auf ihren Kopf ein. *Schau dich doch an, Lena! Wozu hast du es denn gebracht? Stehst dir in Lapitz' Erdbeerbutze die Beine in den Bauch! Wenn nicht ich dein Leben in die Hand nehme und Gerechtigkeit für dich erstreite, tut es niemand.*

Was hatte Dana ihr eigentlich vorwerfen wollen? Faulheit? Dummheit? Dass sie die Schule geschmissen hatte und mit sechzehn ohne Abschluss dastand, war schließlich nicht ihre Schuld. Dana hatte doch vor fünf Monaten Hals über Kopf alle Brücken in Berlin abgebrochen und sie in dieses Kaff an der Ostsee geschleppt! Diese fixe Idee mit der Kunstgalerie hatte sie ihr nicht eine Sekunde abgekauft. Sie kannte ihre Mutter. Was sie hier gesucht hatte, war mehr als die Verwirklichung eines angeblich lang gehegten Traumes. Lena war nicht dumm. Ihre Mutter konnte ihr nichts vormachen.

Schnell wischte sie sich mit dem Handrücken die Tränen aus dem Gesicht. Max durfte sie so nicht sehen. Nicht heute. Dafür stand zu viel auf dem Spiel. Seit Lena im Juni den Job beim Erdbeerbaron ergattert hatte, waren sie sich jeden Morgen an ihrem Verkaufsstand an der Seebrücke begegnet. Zuerst war sie nicht sicher gewesen, ob hinter seinem Lächeln nur pure Höflichkeit steckte. Oder Schüchternheit. Doch vor ein paar Wochen, nachdem er die Kisten mit den taufrischen Erdbeeren an ihrem Stand abgeladen hatte, hatte er sich zu ihr auf die Stufen der Seebrücke gesetzt und schweigend einen Joint geraucht. Seitdem trafen sie sich jeden Abend. Nur seine Anwesenheit machte diesen verhassten Ort für sie erträglich.

Aber in wenigen Tagen war die Erdbeersaison endgültig vorbei, und Max ging wieder mit seiner Band auf Tour. Was sollte dann werden? Aus ihr? In diesem Ort? Lena konnte nicht in Niederwiek bleiben. Niemals. Auf kurz oder lang würde sie bei

ihrem Vater wohnen müssen. So viel stand fest. Wer sonst sollte nach Danas Tod die Verantwortung für sie übernehmen? Jetzt gab es nur noch ihn. Aber wie sollte sie mit ihrem Wissen in seinem Haus leben? Der Gedanke daran jagte ihr einen eiskalten Schauer über den Rücken. Nicht eine Minute würde sie es dort aushalten. Für sie gab es nur eine Möglichkeit, diesem Alptraum zu entrinnen: Max musste sie mitnehmen. Und heute würde sie ihn darum bitten.

Dana hätte getobt, wenn sie dahintergekommen wäre. Doch jetzt lagen die Dinge nun einmal anders. Ihre Mutter war tot, und sie konnte ganz allein über ihr Leben bestimmen.

Knirschend bremste der weiße Land Rover auf dem hellen Kies und blieb im tiefen Schatten einer Sommerlinde stehen. Christoph von Roden zog die Handbremse an, legte die Sonnenbrille auf das warme Leder des Beifahrersitzes und streckte eilig seine Hand nach dem Türgriff aus. Doch der ohrenbetäubende Lärm einer Schleifmaschine, der durch das offene Seitenfenster drang, ließ ihn in seiner Bewegung innehalten. Er wandte den Kopf und schaute durch die Frontscheibe auf die weiße schmucklose Fassade des Gutshauses. Der Anblick der splitternden Farbe auf den Fensterrahmen war ihm seit Jahren vertraut. Sogar der breite Riss entlang des Fallrohres und die dunklen Löcher unter den Brüstungen im Erdgeschoss klafften schon immer dort. Und doch verspürte Christoph ein dumpfes Ziehen in seinem Magen.

Ende der neunziger Jahre hatte seine Großmutter Leonore die gräflichen Besitztümer, die die Familie von Roden nach Kriegsende an der mecklenburgischen Ostseeküste zurücklassen musste, wiedererlangt. Mit leidenschaftlicher Hingabe hatte sie sich in ihr neues Abenteuer gestürzt und die Sanierung des Gutshauses zur Lebensaufgabe erklärt. Ihre Bitte, Christoph möge sich als Geschäftsführer um das dazugehörige landwirtschaftliche Gut kümmern, hatte er ihr einfach nicht abschlagen können. Heute, mit siebenunddreißig, wäre er sicher klüger gewesen. Jung und unerfahren war er seiner Großmutter nach Niederwiek gefolgt. Doch schnell hatte er gemerkt, dass ihn diese Aufgabe komplett überforderte, und angefangen, die Geschäfte schleifen zu lassen. Sein Leben lag damals noch vor ihm, und er hatte ganz andere Interessen verfolgt.

Die Renovierungsarbeiten am Haus hatten Leonores gesamtes Vermögen verschlungen. Bereits kurze Zeit nachdem sie sich hier niedergelassen hatten, war das Bankkonto seiner Großmutter leer, und das Gut schrieb tiefrote Zahlen. Geld, das für die laufenden Unterhaltungskosten des Herrenhauses fehlte. Vermutlich wäre alles anders gekommen, hätte Christoph sich intensiver

um seine Pflichten als Geschäftsführer gekümmert. Aber er war zu sehr mit sich selbst beschäftigt gewesen, hatte nicht einmal gemerkt, wie der Feind seine gierigen Finger nach dem Gut ausgestreckt hatte. Irgendwann war der letzte Acker weg. Für einen Spottpreis verkauft. Das Gutshaus verfiel, noch bevor es überhaupt in neuem Glanz erstrahlen konnte. Leonore hatte ihm verziehen. Doch er selbst konnte sich das niemals verzeihen.

Von Rodens suchender Blick schweifte über die Freitreppe hinauf ins Obergeschoss. Die hohen, schmalen Fensterflügel klappten bis zum Anschlag nach außen. Aus dem Inneren des Gebäudes wirbelte dichter grauer Staub ins Freie, den offensichtlich die lärmende Maschine verursachte. Sie ließ also keine Zeit verstreichen! Leonore lag nicht einmal drei Wochen unter der Erde, dachte er verbittert, und Martina riss sich bereits ihre Räume unter den Nagel. Reichte es seiner Frau nicht, ihre Schränke und Schubladen nach Wertsachen zu durchwühlen? Musste sie auch im ganzen Haus jede noch so winzige Erinnerung an seine Großmutter auslöschen?

Während die Schleifmaschine urplötzlich verstummte, nur um im nächsten Moment noch kraftvoller aufzuheulen, kam von Roden das Mittagessen letzten Sonntag bei seinem Schwiegervater in den Sinn. Jürgen Lapitz hatte einen Schreiner erwähnt, der die Holzböden im Obergeschoss aufpolieren sollte. Doch da der alte Patriarch ihn nie für irgendetwas um seine Zustimmung bat, hatte er nur mit halbem Ohr hingehört. Schließlich hatte er genug eigene Probleme. Aber wenn Lapitz' einzige Tochter sich etwas in den Kopf setzte, scheute der Alte keine Mühen, um ihr diesen Wunsch zu erfüllen. Vor einigen Jahren das »Hof-Café« mit Biergarten, vergangenen Sommer das »Dünenresort« hinter dem Kiefernwald und nun das Gutshaus. Leonores Gutshaus.

Zeit ihres Lebens hatte Leonore versucht, ihre Abneigung gegenüber der Familie Lapitz vor Christoph zu verbergen. Doch er spürte damals sehr wohl, dass seine Großmutter Martinas Anwesenheit im Gutshaus nur aus Liebe zu ihm erduldet. Niemals hatte sie ein Wort darüber verloren. Kurz nach ihrer Hochzeit waren sie in die unteren Räume eingezogen. Martina hatte es so bestimmt. Wie alles in ihrer fünfzehnjährigen Ehe.

Während er die Launen und die Nähe seiner Frau mit Affären und Alkohol betäubte, hatte Leonore sie stets mit kleinen Gehässigkeiten bestraft. Warum er sich nicht schon vor Jahren von Martina hatte scheiden lassen, konnte Christoph nicht sagen. Außer Mitleid hatte er nie etwas für sie empfunden, und seine Pflicht war längst erfüllt. Doch wenn er ehrlich mit sich war, wusste er den wahren Grund: Das sorglose, bequeme Leben, das ihm das Geld seines Schwiegervaters bot, hatte ihn stets davon abgehalten, auf eine Trennung zu drängen. Jürgen Lapitz hatte mit seinem Erdbeerhof Millionen angehäuft. Und Geld hatte Christoph schon immer beruhigt.

Sein Handy piepte. Mit einem ruhelosen Blick überflog von Roden die Nachricht. Das erregende Kribbeln, das er beim Lesen zwischen seinen Beinen verspürte, riss ihn aus seiner trübsinnigen Grübele. Schnell kletterte er aus dem Wagen und hastete im gleißenden Sonnenlicht über die gekieste Auffahrt die Treppenstufen hinauf.

In der hallenartigen Diele umfing ihn eine schattige Kühle. Kurz kniff von Roden die Augen zusammen, um sich an die plötzliche Dunkelheit zu gewöhnen. Auf dem weißen, schwarz geaderten Marmorboden stapelten sich ein Dutzend Kisten mit angeschlagenem Porzellan, feuchten Büchern und muffiger Kleidung. Das Tempo, das Martina vorlegte, überraschte ihn nicht. Endlich konnte sie die verhasste Gräfin aus dem Gutshaus verbannen. Und aus ihrem Leben. Nicht ein einziges Mal, seit sie dort wohnten, hatte seine Frau das Obergeschoss betreten. Selbst an Leonores neunzigstem Geburtstag im letzten Februar war sie den Feierlichkeiten ferngeblieben.

Von Trauer erfüllt strich Christoph mit den Fingern über den Inhalt in den offenen Kartons. Vergilbte Fotoalben, unzählige Briefe, prachtvolle Bildbände verschiedener Kunstepochen. Leonore war der Kunst immer tief verbunden gewesen, hatte ihr ein ganzes Leben gewidmet. Nach der Flucht aus Mecklenburg hatte sie sich am Rhein als Kunsthändlerin durchgeschlagen. War ihre Bildung doch das Einzige, was ihr zum Überleben geblieben war.

Von Roden klemmte sich einen der Kartons unter den Arm

und verschwand in der anliegenden Küche. Mit der freien Hand öffnete er den Kühlschrank, schraubte mit geschickten Bewegungen den Deckel einer Flasche Mineralwasser ab und ließ die eiskalte Flüssigkeit seine ausgetrocknete Kehle hinunterlaufen. Seit Wochen drückte die Sonne gnadenlos auf Mecklenburgs Küste nieder. Doch ihm machte das heiße Wetter nichts aus. Im Gegenteil, bei diesen Temperaturen lief er zur Hochform auf. Der Quickie im Lieferwagen mit der Sekretärin seines Schwiegervaters war nur der Vorgeschmack gewesen auf das, was ihn gleich erwartete. Mit ihr. Bei dem Gedanken an ihre pralle, feuchte Haut stellten sich seine Nackenhaare auf.

Der kurze Blick auf die Küchenuhr signalisierte von Roden, dass er sich mit dem Duschen beeilen musste. Viel Zeit würde ihnen nicht bleiben. Schnell streifte er die Gummistiefel von den Füßen, stellte die Flasche zurück in den Kühlschrank und schob die Kiste demonstrativ auf die Anrichte. Sollte Martina ruhig bemerken, was er von ihrer Säuberungsaktion hielt. Doch die aufgeschlagene Tageszeitung holte ihn jäh in die Wirklichkeit zurück.

Ein quadratischer schwarzer Rahmen mit einem schlichten Kreuz. In schmalen Buchstaben Danas Name. Ihr plötzlicher Tod war für ihn noch immer unbegreiflich. Nicht das *Warum*. Tief drinnen spürte Christoph, dass sie für ihren und auch seinen fürchterlichen Fehler hatte bezahlen müssen. Was ihn aber vor allem quälte, war der Gedanke, sie niemals wiederzusehen. In den ganzen Jahren hatte sie nichts auseinanderbringen können. Nicht seine Ehe, nicht ihr Umzug nach Berlin, nicht einmal die erdrückende Schuld, die sie beide auf sich geladen hatten.

Warum war sie zurückgekehrt? Sie hätte es besser wissen müssen. *Er* hätte es besser wissen müssen.

Von Roden wurde übel. Er schluckte krampfhaft. Aber das Bild ihres zerschundenen, steifen Körpers ließ sich nicht abschütteln. In einem Schwall erbrach er sich auf das raschelnde Zeitungspapier.